

## „Konfirmationsarbeit“

### Ein Plädoyer für die Vernetzung kirchlicher Bildung

Laut Geschäftsverteilungsplan des Religionspädagogischen Zentrums Heilsbronn bin ich „Referent für Konfirmandenarbeit und Gemeindepädagogik“. Auf meiner RPZ-Internetseite steht seit einigen Wochen über meinem Arbeitsbereich aber schlicht „Konfirmationsarbeit“. Dieser Begriff hat mir eingeleuchtet, als ich mich mit dem Ziel der Konfirmandenzeit beschäftigt habe. Inzwischen sehe ich in der „Konfirmation“ einen lebenslangen (Selbst-) Bildungsprozess. „Konfirmationsarbeit“ bezeichnet dann eine zentrale Dimension kirchlicher Bildung – von der religiösen Früherziehung bis zu Erwachsenenbildung; durch Gottesdienste und Kasualien ebenso wie durch Konfi-Zeit und Jugendarbeit.

### „Die Macht der inneren Bilder“

In einem inzwischen in 7. Auflage erschienenen Büchlein beschreibt der Göttinger Neurobiologe Gerald Hüther „die Macht der inneren Bilder“ und zeigt, „wie Visionen das Gehirn, den Menschen und die Welt verändern“ (Untertitel). „Es geht um die Selbstbilder, um die Menschenbilder und um die Weltbilder, die wir in unseren Köpfen herumtragen und die unser Denken, Fühlen und Handeln bestimmen. Es sind im Gehirn abgespeicherte Muster, die wir benutzen, um uns in der Welt zurechtzufinden. Wir brauchen diese Bilder, um Handlungen zu planen, Herausforderungen anzunehmen und auf Bedrohungen zu reagieren. Aufgrund dieser inneren Bilder erscheint uns etwas schön und anziehend oder hässlich und abstoßend. ... 'Rückgriff auf handlungsleitende, Orientierung bietende innere Muster' wäre (...) die beste Bezeichnung für das, was Menschen dazu bringt, genauso zu denken, zu empfinden oder zu handeln, wie sie das nun einmal immer dann tun, wenn diese inneren Muster aktiviert werden.“ (S. 9 - 16)

Was Hüther als „innere Bilder“ bezeichnet, liest sich wie eine neurobiologische Bestätigung von Martin Luthers Gottesverständnis. In seiner Auslegung des 1. Gebots im Großen Katechismus fragt Luther rhetorisch, was eigentlich ein Gott sei. Er antwortet: „Ein Gott heißet das, dazu man sich versehen soll alles Guten und Zuflucht haben in allen Nöten. Also dass einen Gott haben nichts anderes ist, als ihm von Herzen zu vertrauen und zu glauben, wie ich oft gesagt habe, dass alleine das Vertrauen und der Glaube sowohl Gott als auch Abgott machen. Ist der Glaube und das Vertrauen recht, so ist auch Dein Gott recht; wo andererseits das Vertrauen falsch und unrecht ist, da ist auch der rechte Gott nicht. (...) Worauf Du nun (...) Dein Herz hängst und worauf du dich verlässt, das ist eigentlich Dein Gott.“

Über die Diagnose Luthers hinausgehend kann die Hirnforschung heute beschreiben, wie sich das Vertrauen und der Glaube bildet. Die Bildung der „inneren Muster“ vollzieht sich als selbstaktiver Prozess im so genannten Frontallhirnlappen eines Menschen – zum größten Teil bereits ab der frühen Kindheit. Selbstaktiv ist dieser Lernprozess insofern, als die inneren Muster gleichsam als „Protokoll“ der gemachten Erfahrungen entstehen: Je häufiger und je emotionaler bestimmte Erfahrungen gemacht werden, umso stabiler wird das dazugehörige innere Muster. Während der Pubertät werden diese Muster auf ihre Tauglichkeit für das bevorstehende Erwachsensein überprüft und während des zweiten Lebensjahrzehnts durch einen chemischen Vorgang gefestigt. Jenseits des 20. Lebensjahres sind Veränderungen bei den so

genannten „Ich-Funktionen“ (Leitbilder, Empathie, Folgenabschätzung etc.) zwar immer noch möglich, benötigen aber bedeutend mehr Zeit und (emotionalen) Aufwand.

Neben den Erfahrungen mit realen Personen – in erster Linie mit den eigenen Eltern und anderen wichtigen „Bindungspersonen“ – wirken sich u. a. auch die Mythen von Religionen und quasireligiösen Systemen (Nationalismus, Sozialismus, Kapitalismus etc.) auf die Bildung dieser „handlungsleitenden, Orientierung bietenden inneren Muster“ aus. Dazu kommen mit zunehmendem Alter Erfolgs- und Misserfolgserlebnisse bei eigenen Tätigkeiten.

## Die Tauf-Botschaft und der Gott der Liebe

Die Hirnforschung kann beschreiben, wie sich Vertrauen und Glaube als Erlernen „innerer Bilder“ entwickeln. Zusammen mit anderen Humanwissenschaften kann sie auch einsichtig machen, welche (eventuell schädlichen) Auswirkungen bestimmte „handlungsleitende, Orientierung bietende innere Muster“ auf das Handeln der betreffenden Personen haben. Sie wird jedoch nicht nach den Kategorien „richtig“ oder „falsch“ urteilen, wie es etwa Luther im zitierten Zusammenhang getan hat.

Der „rechte Glaube“ eines Christen orientiert sich an dem Gott<sup>1</sup>, den Jesus Christus mit seinem ganzen Leben offenbar gemacht hat. Die neutestamentlich verdichtete Bezeichnung dieses Gottes finden wir in der Darstellung der Taufe Jesu: Der Täufling sieht den Himmel offen. Er nimmt den Geist eines Gottes wahr, der eine intime Beziehung zu ihm hat: „Du bist mein geliebter Sohn. Ich habe meine Freude an dir.“ Dieser Geist veranlasst Jesus umgekehrt, von Gott als von seinem „himmlischen Vater“ zu sprechen. Er führt ihn – durch Wüstenzeiten und Anfechtungen hindurch (Mt 4, 1 ff) zu einem stabilen und menschenfreundlichen Selbstbild.

Im Kontext der Christus-Geschichte Jesu von Nazareth wirkt sich der Geist dieses Gottes aber auch auf das Menschen- und Weltbild des Getauften aus. Was an und in Jesus geschehen ist, hat universal-menschliche Bedeutung, indem dieser „den Menschen gleich ward“ (Phil 2, 7): Jesus ist ein Kind Gottes *wie die anderen auch*. Ich bin (von Gott) geliebt *wie die anderen auch* – auch die, die ganz anders sind (und anders glauben) als ich; auch die, mit denen ich Schwierigkeiten habe. Um diese Kernaussage und um ihre Weitergabe dreht sich das ganze Neue Testament. In diesem Selbst- und Menschenbild kommt in der Welt das zur Entfaltung, was diesen Gott ausmacht: bedingungslose Liebe, die trotz eigener Unzulänglichkeiten und bestehender Animositäten gegenseitige Annahme fordert und ermöglicht. *Wir müssen uns (selbst und untereinander) nicht mögen, aber wir sollen uns lieben* (vgl. Matth 5, 43 ff).

Die Botschaft der Liebe hilft, die Botschaften der anderen Götter kritisch wahrzunehmen, die in unterschiedlichen Erscheinungsformen (Herrschaft, Gewalt, Reichtum etc.) Macht verleihen sollen und deshalb selbst als allmächtig verehrt werden. Im Reich, d. h. im Wirkungsbereich dieser Götter tragen die „inneren Bilder“ der Menschen – je nach Vorzeichen der Lebensumstände – Titel wie „Ich bin der/die Größte. Jeder ist seines Glückes Schmied. Haste was, dann bist was. Ich kann machen, was ich will.“ bzw. „Ich bin ein Nichts. Ich kann nichts – und deshalb kann ich auch nichts dafür, dass ich so leben muss. Ich bin immer das Opfer.“ Es ist offenkundig, dass solche „bösen Geister“ sowohl das Leben einzelner Menschen als auch ganzer Gesellschaften beherrschen und so lähmen oder anderweitig krank machen können.

Gerade weil die Götter der Macht so machtvoll sind, erscheint der Gott der Liebe „in der Welt“ ohnmächtig und erfordert ein spezielles Lernprogramm. Zwar gilt die in der Taufe dargestellte Botschaft der Liebe (zu sich selbst wie zu den Anderen) unabhängig vom Zutun der einzelnen Menschen und erfordert noch nicht einmal das Taufritual selbst. Damit die Tauf-

Botschaft aber ihre Wirkung im Denken, Fühlen und Handeln entfalten kann, bedarf es der kontinuierlichen Stärkung im Geist dieses Gottes.

Eine verdichtete Schilderung von Stärkung des Tauf-Glaubens ist das so genannte Pfingstwunder in Apg 2: Die Jünger und Jüngerinnen werden „alle erfüllt von dem heiligen Geist“, so dass sie Außergewöhnliches vollbringen können (Apg 2, 4 – 4, 20). Die Geistmitteilung erscheint in der Pfingstwunder-Geschichte zwar zunächst als einmaliger, plötzlicher Akt. Genaue betrachtet ist sie aber ein (Lern-) Prozess, zu dem Bewährung, Bestätigung und neue Herausforderungen gehören: Nachdem Petrus und Johannes einen Mann von seiner Lähmung (und das heißt im antiken Kontext: von den entsprechenden bösen Geistern) befreit haben, lassen die Hohenpriester und Ältesten die beiden Apostel gefangen nehmen und verhören. Die Götter der Macht zeigen sich zunächst in ähnlicher Weise machtvoll wie bei der Gefangennahme, dem Verhör und der Verurteilung Jesu. Aber seit der Auferweckung Jesu haben sie für die Jünger ihre Macht verloren: „Als sie gebetet hatten, erbebt die Stätte, wo sie versammelt waren; und sie wurden alle vom heiligen Geist erfüllt und redeten das Wort Gottes mit Freimut“ (Apg 4, 31). Etwas später werden Petrus und Johannes nach Samarien geschickt, wo die Botschaft Jesu angenommen worden ist. Die Jünger „kamen hinab und beteten für sie, dass sie den Heiligen Geist empfangen. Denn er war noch auf keinen von ihnen gefallen, sondern sie waren nur getauft auf den Namen des Herrn Jesus. Da legten sie die Hände auf sie und sie empfangen den Heiligen Geist“ (Apg 8, 15 -17).

Die Geistmitteilung unter fürbittendem Gebet und Handauflegung ist der geschichtliche und theologische Hintergrund der *confirmatio*, der Stärkung des Glaubens an den Gott der Liebe. Für die Feier der Konfirmation wäre deshalb das Pfingstfest der ideale Tag im Kirchenkalender: „Geburtstag der Kirche“ insofern als sich die Tauf-Botschaft – „Du bist ein Kind Gottes wie die Anderen auch“ – in den Gläubigen inkarniert, d. h. aktualisiert, neu geboren wird (vgl. Joh 3, 3 ff). Nach neutestamentlichem Vorbild – wie im Einklang mit den Erkenntnissen der Neurobiologie und Lernforschung – kann es sich bei der Konfirmation als Stärkung des Glaubens allerdings nicht um einen einmaligen Akt handeln, auf den die Konfirmandenzeit vorbereiten würde. Vielmehr ist „Konfirmation“ als Lernprozess zu verstehen, wobei „Lernen“ natürlich nicht mit dem überkommenen Auswendiglernen verwechselt werden darf.

## **Konfirmation als Grundzug kirchlicher Bildungsarbeit**

Die Feier der Konfirmation (im Idealfall an Pfingsten) ist die symbolische Darstellung eines Über- und Aneignungsprozesses in Analogie zum An- und Zuspruch der Tauf-Botschaft. Sie findet sinnvoller Weise genau in der Lebensphase statt, wo der o. g. Bildungsprozess innerer Muster im Frontalhirnlappen zu einer Festigung der Ich-Funktionen führt. Auch wenn die in Bucers Konfirmationsagende noch vorgesehene Absage an den Teufel heute verständlicherweise von den Konfirmandinnen und Konfirmanden nicht mehr erwartet wird, geht es bei der Konfirmation um nichts anderes als darum, die bösen – und krank machenden – Geister der mächtigen Götter der All-Macht „auszutreiben“ und den heiligen Geist der Liebe auszugießen. *Dieser* göttliche Geist soll das Denken, Fühlen und Handeln der jungen Menschen beherrschen.

Den Prozesscharakter eines solchen (Um-) Lernens kann die moderne Hirnforschung beschreiben: Je häufiger – und je emotional „geladener“ – die inneren Muster aktiviert werden, umso stabiler werden sie. Und je mehr sie mit unterschiedlichen Herausforderungen verknüpft werden und sich dort als erfolgreich erweisen, umso größer wird das neuronale Netzwerk, das für einschlägige Kompetenzen zuständig ist. Neuronale Verschaltungen, die nicht mehr gebraucht werden, weil die dazugehörigen Erfahrungen nicht mehr „stattfinden“, verkümmern

und sterben dagegen ab. Dieser Vorgang ist v. a. in der Pubertät bedeutungsvoll, wenn die Jugendlichen gleichsam „die Götter ihrer Väter“ bzw. „des Volkes“, in dem sie leben (vgl. Jos 24, 15) auf deren Gültigkeit für ihr weiteres Leben überprüfen.<sup>2</sup> Dabei spielen die bisher gemachten Erfahrungen eine entscheidende Rolle. Beim „Landtag zu Siechem“ stellt Josua deshalb dem Volk noch einmal vor Augen, was die Israeliten bisher mit dem „neuen“ Gott JHWH erlebt haben, bevor es sich für einen Gott entscheiden soll. Die Bestätigung (engl. *confirmation*) dieses Gottes geschieht dann auf der Grundlage der gemachten Erfahrungen.

Neurobiologisch bzw. lerntheoretisch gewendet heißt das: Dafür, welchen Gott sie haben werden, ist es buchstäblich entscheidend, mit welchen inneren Mustern die Jugendlichen in die Pubertät – gewissermaßen in ihre „Wüstenzeit“ – kommen. Deshalb sind die Erfahrungen aus der Kindheit wichtig: diejenigen inneren Muster, die in der Kindheit schon gut verknüpft waren, bestehen die Umbau-Phase in der Pubertät besser als andere. Andererseits braucht die Konfirmation dieses Gottesbildes eine weitere Zeit der Bewährung und Bestätigung weit über die Konfi-Zeit hinaus. Wenn das „neue Bild Gottes“ nicht durch Bestätigungen und variierte Verknüpfungen *up to date* gehalten wird, kann es leicht durch alte, z. T. krankmachende bzw. lähmende Gottesbilder überschrieben werden. Deshalb ist es sinnvoll und wichtig, möglichst schon ab dem Kleinkindalter Biografie begleitend konfirmierende Bildungsangebote zu machen bzw. in den traditionellen kirchlichen Angeboten diese Dimension zu verstärken.

Konfirmationsarbeit<sup>3</sup> nimmt die untereinander verknüpften Lernorte Familie, Kindertagesstätte, *peer group*, Schule, Medien und Kirchengemeinde in den Blick und fragt nach möglichen Konkretionen der Grunddimensionen kirchlichen Handelns (*martyria, leiturgia, koinonia, diakonia*). Wo immer sich die (evangelische) Kirche an diesen Lernorten engagiert, müsste sie sich fragen (lassen), inwiefern dieses Engagement einen Beitrag zur Konfirmation der Beteiligten leistet.

- So wird z. B. deutlich, dass die diakonische Funktion eines kirchlichen Kindergartens auch eine konfirmierende Bedeutung hat: Die Kleinkinder lernen durch die heterogene Zusammensetzung der Kindergartengruppe „auch die anderen“ zu lieben; sie erfahren Halt und Geborgenheit in stützenden Ritualen; und in wertschätzenden Gesprächen bilden sie philosophisch-theologische Konstruktionen aus, an denen sie weiter wachsen können.
- Unter der Prämisse von Konfirmationsarbeit sollte kirchengemeindliches Leben Begegnungsmöglichkeiten von Menschen aus unterschiedlichen Milieus anbieten. In seelsorgerlich wie politisch orientierten Angeboten der Erwachsenenbildung kann der Zu- bzw. Anspruch der Tauf-Botschaft aktualisiert werden. Im ehrenamtlichen Engagement, im Kontext gottesdienstlicher Angebote oder bei entsprechend gestalteten Elternabenden können Einzelne Wertschätzung erfahren und Verständnis für andere Meinungen und Lebensgestaltungen entwickeln.
- Kasualien und Sonntagsgottesdienste sind *updates* der Tauf-Botschaft: In Variationen knüpfen bekannte Symbole und Rituale an grundlegende Erfahrungen der Geborgenheit an, geben Gelegenheit zur Begegnung mit anderen und vergegenwärtigen den grundlegenden Anspruch der Nächsten- und Feindesliebe.
- Offene Kirchen sind religiöse Bildungsangebote, die zur Auseinandersetzung mit den religiösen Äußerungen Anderer und der Tradition und so – etwa in eigenen „Gestaltungen“ (wie dem theologisierenden Kommentieren eines Kunstwerkes, dem Anzünden einer Kerze oder einem stillen Gebet) – auch zur „Ein-Bildung“ Gottes dienen können.

Inhaltlich geschieht Konfirmationsarbeit als Stärkung der Partizipationskompetenz (Grundwissen, religiöse Sprachfähigkeit, Symbolverständnis etc.), als Stärkung des Gemeinschaftsbewusstseins (in Richtung des konziliaren Prozesses für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung ebenso wie im diakonischen Einsatz und im Eintreten für Toleranz ge-

genüber Andersgläubigen) sowie insbesondere und zusammenfassend als Stärkung des Gottvertrauens.

---

<sup>1</sup> Zum Gebrauch der Bezeichnung „Gott“ s. G. Zimmermann, „Gott“ ist kein Eigenname. Eine sprachphilosophische Darlegung, in: Deutsches Pfarrerblatt 10/2012, S. 567 – 570.

<sup>2</sup> G. Hüther, Pubertät. Interview Peer Wüschner, [www.win-future.de/themenbeitraege/pubertaet/index.html](http://www.win-future.de/themenbeitraege/pubertaet/index.html), S. 2 (aufgerufen am 21.2.2018): „Speziell die im Frontalhirn angelegten und für Bewertungen, Orientierungen und Entscheidungen genutzten Verschaltungen sind ja unter starkem Einfluss der (elterlichen) Bezugspersonen herausgeformt worden. So ist die Pubertät mit all ihren Erschütterungen eine gute Chance, nun noch einmal zu prüfen, was davon wirklich für das eigene Leben brauchbar und was davon hinderlich ist – und zwar bevor man selbst wieder Vater oder Mutter wird.“

<sup>3</sup> Zur Begründung des Begriffs „Konfirmationsarbeit“ vgl. auch Th. Schlag / R. Voirol-Sturzenegger, Einleitung, in: Dies. (Hg.), Konfirmationsarbeit im Kanton Zürich. Erkenntnisse, Herausforderungen, Perspektiven. Zürich 2010, 11-13.